

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

5.9.1926 (No. 36)

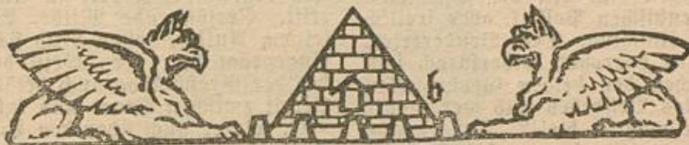
Die

Pyramide

Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 36



5. Sept. 1926

F. Lewald / Zum hundertsten Geburtstag Großherzog Friedrichs I.

Zum hundertsten Male jährt sich am 9. September dieses Jahres der Geburtstag Großherzog Friedrichs I., der während nahezu zweier Menschenalter die Geschichte Badens gelenkt hat. Inmitten der Räte und drückenden Sorgen der Gegenwart lenkt dieser Tag unsere Gedanken zurück in eine uns schon fern scheinende und doch nahe Vergangenheit; Dankbarkeit macht es uns zum Bedürfnis und zur Pflicht, dessen zu gedenken, was Großherzog Friedrich unserem engeren und weiteren Vaterlande gewollt ist.

Er war ein streng konstitutioneller, wahrhaft liberaler Fürst; Pflichtbewusstsein und das rücksichtlose Streben, dem Volkswohl zu dienen, sind allezeit die maßgebenden Impulse seines Handelns gewesen.

In trüber Zeit, da noch die Nachwirkungen von 1848 und 1849 auf dem Lande lasteten, hatte 1852 der Prinzregent die Regierung angetreten. Ein straffes Regiment war bemüht, die Ordnung wiederherzustellen und zugleich die dem Volkswohlstand durch den Aufruhr zerschlagenen Wunden zu heilen. Langsam, aber stetig begannen die Zustände sich zu bessern, der Bürgerstimm erstarbte und regte sich aufs neue, die Erkenntung, die das Scheitern des Frankfurter Parlaments in den Gemütern zurückgelassen hatte und die Gleichgültigkeit gegenüber den staatlichen Dingen begannen wieder einem lebendigeren Interesse am öffentlichen Leben Platz zu machen. So kam Großherzog Friedrich dem inneren Verlangen seines Volkes entgegen, als er die Osterproklamation von 1860 erließ. Indem die Proklamation alle Teile des Landes aufrief, sich zu dem Einklange zu vereinigen, in welchem die gesetzliche Freiheit ihre segensbringende Kraft bewahren kann, hat sie den Beginn der liberalen Ära Badens verkündet; sie war, wie Erich Marcks sagt, eine der feinsten Blüten des liberalen Zeitalters, eines der schönsten und der bedeutendsten Schriftwerke der deutschen Verfassungsgeschichte ihres Jahrhunderts; mit ihr trat Baden an die Spitze des konstitutionellen Staatslebens in Deutschland.

Den äußeren Anlaß zu dieser Wendung hatte der Konkordatsstreit gegeben. Vor die Frage gestellt, ob das Konkordat als Vertragswerk mit dem päpstlichen Stuhle aufrecht zu erhalten oder das Staatskirchenrecht gesetzlich zu ordnen, dem Landtag also die konstitutionelle Mitwirkung bei dieser Ordnung zuzuerkennen sei, hat der Großherzog entschlossen die letztere Alternative gewählt. Das demnächst erlassene Kirchengesetz von 1860, das für die fernere kirchenpolitische Entwicklung Badens grundlegend geblieben ist, hat den Inhalt des Konkordats nur sehr mäßigen Beschränkungen unterworfen, im übrigen den beiden christlichen Kirchen ihre historische öffentlich-rechtliche Stellung und die freie und selbständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten gewährleistet. Dem Geiste der Osterproklamation entsprach auch die Verfassung, welche hierauf die unierte evangelisch-protestantische Landeskirche sich gab, indem sie das Gemeinde- und Synodalprinzip in folgerichtigem Aufbau zur Durchführung brachte. In engem Zusammenhang mit dem Kirchengesetz stand die Neuordnung der als staatliche Aufgabe in Aufbruch genommenen Leitung und Beaufsichtigung des Unterrichtswezens; unbeschadet des Rechts der Kirchen, den Religionsunterricht zu überwachen und zu besorgen, wurden die bisher kirchlichen Organe der allgemeinen Schulaufsicht durch weltliche ersetzt, Maßnahmen, die den uns heute kaum mehr verständlichen Schulkreis entzweiten und erst 1871 nach Verzicht der Kurie auf

ferneren Widerstand zum völlig ungestörten Vollzuge gelangen konnten. Von allseitiger Zustimmung getragen war die Wirksamkeit der Regierung der neuen Ära auf wirtschaftlichem und sozial-politischem Gebiete. Eine schaffensfrohe Gesetzgebung brachte — der späteren Reichsgesetzgebung vorausleitend — Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Erleichterungen der Eheschließung und die volle bürgerliche Gleichstellung der Israeliten, die vormals in gemeindebürgerlicher Hinsicht noch wesentlichen Beschränkungen unterworfen geblieben waren. Es folgte die Neuorganisation der inneren Verwaltung mit Vereinfachung des Behördenapparates, Heranziehung des Volkes zur Teilnahme an den Geschäften der Staatsverwaltung in den Bezirksräten, Schaffung der Kreisverbände und der Verwaltungsrechtspflege — Neuerungen, die in mancher Hinsicht auch für andere Staaten vorbildlich geworden sind. In der Folge vielfach angefochten, hat sich die Kreisorganisation doch bis heute behauptet, und wenn ihre Daseinsberechtigung unter den heutigen Verhältnissen vielleicht fraglich erscheinen mag, so haben die Kreisverbände selbst den Willen zum Leben bis jetzt nicht verleugnet. Mit der Schaffung sicherer Rechtsgrundlagen für das Polizeiwesen und der Justizreform, welche die früher schon eingeleitete Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung nunmehr vollständig durchführte, wurde die Wandlung vom alten Polizeistaat zum modernen Rechtsstaat vollendet. Einer umfassenden Neuregelung wurde unter Aufbesserung des Lehrereinkommens das Volksschulwesen durch das Gesetz über den Elementarunterricht von 1868 unterzogen; hatte dieses Gesetz der gemischten Schule in gewissen engen Grenzen Raum gestattet, so wurde diese durch das Schulgesetz von 1876 grundsätzlich eingeführt; der 50jährige Bestand dieser dem konfessionellen Frieden dienenden, so wertvollen Einrichtung ist unlängst gefeiert worden. Ihre umsichtige Pflege wendete unter lebhafter Anteilnahme des Großherzogs die Regierung auch den Hochschulen des Landes zu, die sich zu einer bisher nicht erreichten Blüte entfalteten. Das Beamtengesetz von 1888 schuf unter Beseitigung der Unterscheidung zwischen „Staatsdienern“ und „Angestellten“ und der damit zusammenhängenden veralteten Normen ein einheitliches Beamtenrecht. Selbständigkeit und Selbstverwaltung der Gemeinden wurden erweitert und verstärkt, die früheren Städte durch die Städteordnung von 1874 mit dem ihnen Bedürfnissen entsprechenden Sonderrecht ausgestattet. Auch die Staatsverfassung wurde in freisinnigem Geiste weitergebildet. Allgemeines, gleiches und geheimes Wahlrecht für die 2. Kammer brachte das Jahr 1869 und die bedeutende Verfassungsreform von 1904 beseitigte endlich auch das nicht mehr zeitgemäße indirekte Wahlsystem, wobei die für nötig erachteten „Eingrenzungen oder Gegenwichte“ in veränderter Zusammensetzung und Rechtsstellung der 1. Kammer gefunden wurden; das ehemals kleine Haus der Privilegierten wurde zu einem alle wichtigen Potenzen der Volksgemeinschaft umfassenden, planmäßig aufgebauten Volksvertretungskörper umgewandelt. Es war eine vorbildliche Ausgestaltung des konstitutionellen Staatslebens, welche Großherzog Friedrich in diesem Verfassungswerk noch am Abend seines Lebens verwirklicht sah.

Wenn so durch die heimische Gesetzgebung und Verwaltung die mächtig fortschreitende wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung des Landes gefördert wurde, so war diese doch nicht denkbar ohne Deutschlands nationale Einigung. Großherzog Friedrich aber ist — und das bildet das schönste Ruhmesblatt seiner Ge-

schichte — hervorragender Träger und Herold des nationalen Gedankens gewesen. Im deutschen Südwesten, der so oft den verlustigen Einfall französischer Heere erlitten hatte, war man sich dessen bewußt, was die welsche Gefahr Jahrhunderte hindurch bedeutet hatte und noch bedeutete, und darum konnte dem badischen Fürsten die Einordnung seines Landes in ein größeres Ganze, in einen schirmenden Gesamtstaat schon als ein Gebot der Staatsraison, des Eigeninteresses erscheinen. Aber weniger kühles Rechnen hat Friedrichs Handeln bestimmt, als vielmehr ein Idealismus, dessen Wurzeln auf die in seinen Heidelberger und Bonner Universitätsjahren empfangenen Eindrücke und Einflüsse zurückzuführen. Er hat dies wiederholt selbst ausgesprochen und dankbar seiner Lehrrer Schlosser, Häufiger und Dahlmann gedacht. Das 1849 gescheiterte Werk der Bundesreform wieder aufzunehmen und zu fördern, war der Großherzog seit Beginn der 60er Jahre unter lebhafter Zustimmung der Landstände unausgesetzt bemüht. Er erkannte Preußen als den natürlichen Halt, als den einzig möglichen Träger deutscher Einheit; mit seinem Minister Roggenbach erstrebte er die Verwirklichung des kleindeutschen Gedankens, den engeren deutschen Bundesstaat unter preussischer Führung, mit Oesterreich durch ein dauerndes weiteres Bündnis verknüpft. Auf dem Frankfurter Fürstentag von 1863 war er der Wortführer der Opposition gegen die verschwommenen großdeutschen Reformpläne Oesterreichs und trat mannhaft für Preußen ein. In den Endzielen war er einig mit dem Leiter der preussischen Politik, aber freilich nicht hinsichtlich der Wege, die dieser einschlug. Dem Bruderkrieg, der ja auch Badens staatliche Existenz bedrohte, widersprach sein Innerstes; eine Verständigung zwischen den beiden Großmächten herbeizuführen, war sein angestrebtes Bestreben und wer wollte ihm verargen, daß er eine solche für möglich hielt? Der Zwang der politischen Konstellation führte ihn, da er eine durch dargebotenen französischen Schutz gedeckte Neutralität verschmähte, auf die Seite der Gegner Preußens; der preussische Sieg gab ihm die Freiheit, Baden nunmehr rückhaltlos in die Bahnen nationaler Politik hineinzulenken. Einem Sonderbund der Südstaaten sich versagend, schloß Baden sich dem Norden politisch und militärisch völlig an und hielt an dem Programm der Einigung mit dem Norddeutschen Bunde fest, nachdem der begehrte sofortige Eintritt Badens einer schmerzlich empfundenen Ablehnung begegnet war. Die Tage von Versailles brachten die Erfüllung und bedeuten wohl den Höhepunkt in Großherzog Friedrichs Laufbahn. Wie er dort im Hauptquartier der versammelten deutschen Fürsten, befeuert vom Schwung seines eigenen patriotischen Empfindens ratend, ausgleichend, vermittelnd wirkte, wie unentbehrlich die verbende Kraft seiner Persönlichkeit für das Gelingen des Werkes war, das ist von berufenster Seite anerkannt worden und niemand war würdiger als er, dem nationalen Feiertag die Weihe zu geben. So ist er in Wahrheit zum Mitbegründer des Reiches geworden. Freudig hat er dem Reiche gegeben, was des Reiches ist und aus persönlichem Entschlusse erhöhere Opfer gebracht, als wie solche die Nachbarstaaten zu leisten bereit waren. Der damals

ihm nahegebrachte Gedanke, Baden zu einem oberrheinischen Königreich zu erweitern, lockte ihn nicht; sein Badner Land wollte er festhalten, das neu errungene Elsaß-Lothringen aber dem Reiche zugewendet wissen. Und wie zur Aufrichtung des Reiches, so hat er auch in den folgenden Jahrzehnten zu dessen Befestigung und Ausbau mitgewirkt, auf Erhaltung und Stärkung der Wehrkraft insbesondere eifrig bedacht, für das Reich immer aufs neue seine mahnende und warnende Stimme erhebend.

Die vorstehende Skizze hat, die wichtigsten Geschehnisse der inneren und äußeren Politik hervorhebend, nur ein unvollkommenes Bild von der Lebensarbeit des Fürsten zu geben vermocht, dem nichts Menschliches fremd war. Wie die Förderung der Wissenschaft und des gesamten Bildungswesens, so lag ihm auch die Pflege der Kunst am Herzen. Indem er 1852 Devrient zur Leitung des Hoftheaters berief und ihm freiesten Spielraum des Wirkens gewährte, erhob er das Theater zu einer edlen Kulturinstitution, deren vornehme Tradition sich trotz finanzieller und sonstiger Nöte bis heute behauptet hat. Durch Einrichtung der Kunstschule hat er auch der bildenden Kunst in Karlsruhe eine Stätte bereitet. In seinem ganzen Wirken war ein patriarchalischer Zug, der an seinen von ihm hochgeschätzten Ahnherrn Karl Friedrich gemahnte. Mit dem Volke in inniger Fühlung zu stehen, war ihm Bedürfnis; bei bedeutenden Anlässen fehlte selten seine Gegenwart und sein erhebendes Wort; zu Audienzen hatte jedermann freien Zutritt. Verjöhnende Milde, Wohlwollen und Güte sprachen aus seinem Antlitz, dessen Bild sich unauslöschlich unserem Gedächtnis eingepflanzt hat. Den Geist der Verjöhnung und des Ausgleichs hat der Großherzog auch betätigt, als in den siebziger Jahren der Streit zwischen Staat und katholischer Kirche nochmals entbrannt war, wie er auch über den Ausgang des gleichzeitigen preussischen Kulturkampfes kaum Zweifel hegte. Harmonisch mit ihrem Gatten Kaiser Wilhelms I., die, wenn auch die preussischen Rüge ihres Wesens nie verleugnend, mit ihrer zweiten Heimat völlig verwachsen war und sich durch ihre Werke wohlthätiger Liebe ein bleibendes Andenken gesichert hat. Als im September 1906 der 80. Geburtstag und das 50jährige Regierungsjubiläum des Großherzogs verbunden mit der goldenen Hochzeit gefeiert wurde, brachte dem fürstlichen Paare ganz Deutschland seine Huldigung dar.

Anders geformt, als es damals war, ist das Deutschland von heute. In der Weimarer Verfassung hat sich das deutsche Volk eine neue Grundlage seines staatlichen Daseins gegeben, das Landesfürstentum gehört der Vergangenheit an. Aber die historische Kontinuität verbindet das Heute mit dem Gestern und lehrt Einsichtiger wird verkennen, daß unser freier Volksstaat auf den Fundamenten beruht, die der „Ordnungsstaat“ einst geschaffen hat. Darum bewahrt auch die republikanische Gegenwart dem einstigen Landesherren ein dankbares Gedächtnis.

In der Geschichte der deutschen Einheitsbewegung und des deutschen Liberalismus wird Großherzog Friedrich I. von Baden stets einen Ehrenplatz behaupten.

Otto Rienschner / Großherzog Friedrich I. von Baden und das Karlsruher Hoftheater.

Unter den regierenden deutschen Fürsten, die an der künstlerischen Entwicklung der ihrer Hofhaltung angegliederten Theater ein tieferes persönliches Interesse nahmen als es ihnen die pflichtgemäße Sorge für die ihnen unmittelbar unterstehenden Institutionen gebot, hat auch der vorletzte Großherzog von Baden, Friedrich I., der Schwiegersohn des alten Kaisers, Anspruch auf dankbares Gedenken der Nachwelt.

Sein Verdienst um das deutsche Theater reicht weit über die Grenzen seiner ehemaligen Residenz und des badischen Landes hinaus. Denn eben seiner echten Kunstbegeisterung und tiefen Einsicht in die kulturelle Bedeutung der Schaubühne als einer Pflegestätte hohen und unentbehrlichen geistigen Gutes, als eines wegen seiner eigentümlichen Wirkungsweise wichtigen öffentlichen Bildungsmittels, verdankt es das Karlsruher Hoftheater, daß es sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Range einer kleinen Residenzbühne ohne wesentliche Geltung zur Höhe einer ersten deutschen Bühne erheben und gleichberechtigt an die Seite der damals führenden Theater des deutschen Sprachgebietes treten konnte.

Was das besagen wollte, kann man ungefähr ermessen, wenn man den Stand der damaligen Entwicklung der Theaterkultur bedenkt und sich vor Augen hält, wie abseits die badische Hauptstadt von den wichtigen Verbindungs- und Reisewegen lag, auf denen sich der geistige Austausch zwischen den vornehmsten deutschen Kulturzentren, ihre gegenseitige Anregung und Befruchtung vollzog. Da lockte die nahe Nachbarschaft des wohlhabenden Mannheimer mit seiner klassischen Theatertradition und seiner selbstbewußten, regisamen Bürgerschaft die Aufmerksamkeit und den Fremdenzug an; da übte auf der dicht vor Karlsruhe abbiegenden Verkehrslinie nach München, der blühenden süddeutschen Kunstmetropole, das in vieler Beziehung ungleich begünstigtere Stuttgart seine ablenkende Anziehungskraft. Kein Wunder, daß das Karlsruher Hoftheater ein Aschenbrödelbäselein führte und nach Lage der Verhältnisse bestimmt schien, es auch fürderhin zu bleiben.

Als der erkrankte Großherzog Leopold 1852 an Stelle des regierungsunfähigen Erbprinzen dem Prinzen Friedrich die Regent-

schaft übertrug, befand sich das Hoftheater, das nach dem schrecklichen Brande von 1847 im Drangeriegebäude untergebracht wurde, infolge völligen Verfalls in einem trostlosen Zustande der Verwahrlosung. Da wurde aus eigenem Impuls des jungen siebenundzwanzigjährigen Regenten zur Leitung und Reorganisation des schmählich verlotterten Instituts der Mann berufen, der in den folgenden sieben Jahren seines ruhmvollen Wirkens allen Verständen zum Trost die Karlsruher Bühne auf eine ungeahnte Höhe der Gesamtleistung und des Erfolges führte und damit einen Tat vollbrachte, die eine der schönsten und ehrenvollsten Kapitel in der Geschichte des deutschen Theaters bildet. Aber — ohne damit seinen unvergänglichen Ruhm zu schmälern — muß wohl heitgemäß gesagt werden, daß dieser große, charaktervolle Künstler und vorbildliche Führer seine Aufgabe nicht zu solcher wunderungswürdigen Lösung hätte bringen können, wenn er nicht in dem ideal gestimmten Regenten und nachmaligen Großherzog Friedrich I. den starken und zuverlässigen Rückhalt gefunden hätte. Unbeirrt vom Widerspruch des anfangs verblüfften weil unjaunt aus seinem gewohnten Schlenrian gerüttelten Künstlerpersonals und seines Publikumsanhanges bekannte sich der Fürst bedingungslos zu dem Manne seines Vertrauens. Um dem Schicksal der fürstlichen Autorität und gestützt auf ihre eigentlich ostentativ betonte Zustimmung zu seinen weitumsehenden Maßnahmen konnte Eduard Devrient sein großes Reformwerk durchführen. Der Großherzog bewilligte sofort die Devrient verlangten, sehr bedeutenden Vorkosten, ohne die die ersten Vorbereitungen zum Wiederaufbau auf gänzlich neuer Grundlage gar nicht hätten begonnen werden können. Die entscheidende Bedeutung dieser Tatsache besteht darin, daß ein deutscher Fürst in großzügiger Liberalität und aus tiefem Verständnis für die künstlerischen Forderungen einer neuen Zeit zum erstenmal einem bürgerlichen Bühnenfachmann eine weitgreifende Pläne zu entwerfen ermächtigte, für deren Verwirklichung er sich dann auch konsequent und ohne Rücksicht auf

oberrheinischen
er Land wollte
ber dem Reich
Reiches, so hat
festigung und
der Wehrkraft
ufs neue seine
beschneide der
unvollkomme
eben vermocht
erung der Wi
ihm auch die
orient zur We
raum des We
Kulturarbeit
und sonstiger
der Kunstsch
Stätte bereite
er Zug, der an
drich gemahnt
er ihm Bedürf
Begenwart und
ann freien Ju
e Sprachen aus
rem Gedächtn
des Auszeichn
ger Jahren der
mals entbrann
gen preussische
mit ihrem Ge
vereinte Tochter
nen Rüge ihres
nat völlig ver
Liebe ein blei
1908 der 80. We
s Großherzog
de, brachte dem
ng dar.
Deutschland von
s deutsche Ball
s gegeben, das
Aber die hilt
besten und lei
lkstaat auf der
einfst geschaff
enwart dem ein
begung und de
I. von Baden

schärfste Kritik, die sich dem neuen Geist nicht anbequemen wollte, mit dem Gewicht seiner Autorität einsetzte. Friedrich wollte eine starke sachverständige Direktion haben und die mit allem Nachdruck ausdrücken. So trat an die Spitze eines schauderhaft vernachlässigten Instituts der Mann, den Gustav Freytag „den idealen Bühnenleiter“ schlechthin nannte. Mit Eröffnung des neubauten Hauses im Mai 1853 begann die Devrient'sche Ära des Karlsruher Hoftheaters, die heute als eine der ruhmwürdigsten Epochen der deutschen Theatergeschichte überhaupt gilt. Mit seinem reorganisierten Ensemble, nach künstlerischen Grundsätzen und Einsichten, die in entscheidenden Punkten die leitenden Ideen der Meininger schon vorwegnahmen, mit dem sittlichen Ernst und der Unbeugsamkeit eines Mannes, der sich bewusst ist, eine kunstgeschichtliche Sendung erfüllen zu müssen, schuf Eduard Devrient seinen für alle Zeiten vorbildlichen Spielplan. Sein vornehmstes Ziel war die Renaissance Shakespeares, die Befreiung des Shakespeare-Werkes von den gräßlichen, damals noch landläufigen Bearbeitungen und schmählischen Verballhornungen, und zugleich der Dienst am deutschen klassischen Drama aus dem Geist der Ehrfurcht und Treue gegen Dichter und Dichtung. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle den Bau des Devrient'schen Repertoires in seinen edlen, aufstrebenden Linien und das Bild dieser wahrhaft schöpferischen Tat auch nur in den wichtigeren Einzelheiten näher zu beleuchten. Die Arbeiten Eugen Kitzans und Rudolf K. Goldschmits haben in dieser Beziehung schon ausgezeichnete Vorarbeit für eine künftige Geschichte des Karlsruher Hoftheaters geleistet, die uns leider noch fehlt. Sie wird auch den hervorragenden Anteil des Großherzogs Friedrich I. v. Baden zu würdigen haben, unter dessen persönlicher und wachsender Fürsorge, gegen die anfänglichen Mängel stumpfsinniger Widersacher, gegen Starrsinn und Troß, das Reformwerk gedieh und reifte. Nur so vermochte Eduard Devrient den Beweis zu erbringen, daß „der deutsche Schauspielersstand — sobald ihm alle zu seinem Gedeihen geforderter Bedingungen erfüllt werde — wirklich leisten werde, was die Nation von ihm zu fordern habe.“



Und wie dem Schauspiel, als dem Kern der dramatischen Kunst, so war auch der Oper unter Devrient eine Zeit der Blüte beschieden. Die große heroische Oper (Gluck) leitete eine Epoche denkwürdiger Pflege deutscher klassischer Musik in Karlsruhe ein; die später so innigen Beziehungen der Karlsruher Bühne zum Hause Richard Wagner wurden in diesen Jahren zuerst geknüpft. Man muß das um so nachdrücklicher betonen, als der geniale Erfüller der Idee des Musikdramas nicht immer Objektivität genug besaß, den Anteil Devrient's an den mühseligsten Karlsruher Wagneraufführungen dieser Zeit nach Verdienst zu würdigen. Unter Devrient und unter der begeisterten, demonstrativen Parteinahme des badischen Großherzogs und seiner Gemahlin, der Großherzogin Luise, ist das Karlsruher Hoftheater eine der ersten und erfolgreichsten Vorkampfbühnen für das damals noch heiß umstrittene Werk des Bayreuther Meisters geworden. Dieser glaubte indessen Grund zu haben, sich mündlich und schriftlich beim Fürsten über Devrient beklagen und ihm gar unlautere Motive unterstellen zu müssen. Der Großherzog aber wußte mit ebensoviel Milde als Takt solche Verdächtigungen zurückzuweisen; er verlangte von Wagner sogar, daß er sich seines undankbaren Verhaltens wegen bei Devrient in aller Form schriftlich entschuldige, ohne damit freilich mehr als eine ungenügende, wenig loyale Erfüllung des erhaltenen Versprechens erreichen zu können.

Devrient wußte den unschätzbaren Wert des Vertrauens, das er bei seinem Fürsten genoss, wohl zu schätzen. Und als ihm wohlmeinende auswärtige Freunde glaubten vorhalten zu sollen, daß er seine Kräfte in diesem abgelegenen Karlsruhe vergeude, wo sein Wirken verlorene Mühe und ohne Bedeutung für die große deutsche Theaterwelt bleibe, wies er solche Beurteilung mit großer Entschiedenheit und Wärme zurück: „... Am preussischen Hofe haben meine Ideen und Intentionen keine Aufgabe gefunden.

Der sächsische Hof hat mich und die grundsätzliche Direktion fallen lassen, trotz günstiger Erfolge. Mein Großherzog ist der einzige Fürst, der mich darauf berufen, der meine Ueberzeugung von der Bestimmung des Theaters teilt, der mein Programm zur Ausführung dieser Ueberzeugung gebilligt und bis auf den heutigen Tag in Autorität erhalten hat. Mein Arbeitsfeld ist also da, wo mir die Ernte sicher ist, und mir ist kein anderer Ort dafür bekannt, als das Karlsruher Hoftheater und der Dienst des Großherzogs Friedrich, abgesehen von aller persönlichen Anhänglichkeit! Wenn Karlsruhe sehr abseits liegt, ein für meine Intentionen unvorbereitetes, ja feindlich gestimmtes Publikum und knappe Mittel bietet, so gehört die Ueberwindung dieser Hindernisse nun einmal zu meiner Aufgabe, und wenn mir diese gelingt, so kann dies um so mehr für den Beweis gelten, daß eine auf das Ideal gerichtete konsequente Theaterführung selbst unter den ungünstigsten Umständen möglich sei. ... Und wenn (die) Wirkung wirklich nach außen hin zunächst unscheinbar ist — verlorene geht ja kein auf's Ideal gerichtetes Bemühen! ...“

Und dieses unbegrenzte Vertrauen des Großherzogs blieb ihm erhalten und bewährte sich in zahlreichen Willensäußerungen und energischen Entschlüssen, die Devrient oft über Schwierigkeiten hinweghelfen und die Ausführung seiner Absichten überhaupt erst ermöglichten. Ueberzeugender als eine eingehende Darstellung des künstlerischen Ergebnisses dieser Epoche sprechen gelegentliche Urteile namhafter Zeitgenossen für das von Devrient Erreichte. Sowohl dem Karlsruher Schauspiel wie der Oper unter Hermann Levi galt der Ausspruch Johannes Brahms: „Ein anständiger Mensch muß schon des klassischen Repertoires wegen alljährlich einige Monate in Karlsruhe leben.“

Als Ausdruck seiner Dankbarkeit bereitete der Großherzog dem bald Siebzigjährigen bei seinem fünfzigjährigen Bühnenjubiläum glänzende Feierlichkeiten und ehrte den Jubilar besonders noch durch die Berufung, die die gesamte Hoftheaterleitung, die künstlerisch-technische und die administrative, zu einem einheitlichen Verwaltungsgangsystem unter dem Titel „Generaldirektion des Großh. Hoftheaters“ zusammenfaßte. Dadurch wurde

Eduard Devrient offiziell der erste bürgerliche Intendant einer deutschen Hofbühne.

Ein Jahr danach trat er in den Ruhestand. Es war der Wunsch des Großherzogs, Devrient möge selbst bei Ermittlung eines entsprechenden Nachfolgers mitwirken. Leider hatten dahinzielende Bemühungen keinen Erfolg. Scheffel und Freytag, die Devrient vorschlug, lehnten ab. Es ist schwer zu sagen, ob und wie weit diese beiden Absagen den Ursachen zuzurechnen sind, die zusammenwirkten, daß das Karlsruher Hoftheater in den nächsten Jahren sich auf der stolzen Höhe, auf der es stand, nicht behaupten und sich zerlegenden Einflüssen nicht erwehren konnte, die schließlich den bedrohlichsten Charakter annahmen. Der nächste Nachfolger Devrient's schied schon nach kaum zwei Jahren wieder aus dem Amt. Ein passender Ersatz wollte sich nicht schnell genug finden lassen und man griff zu dem Provisorium eines leitenden Dreimänner-Komitees aus älteren Mitgliedern des Personals, einem Notbehelf, der — genau wie vor zwei Jahrzehnten, ehe Devrient kam — unabwendbar zur Forderung der Disziplin und zwangsläufig zu den bedenklichsten Handhabungen der Verfügungsrechte im Bunde mit übelster Interessenwirtschaft führen mußte. Auch der dann zur Rettung der verfahrenen Situation berufene Dr. Georg Köberle war seiner Aufgabe keineswegs gewachsen, beging im Kampfe gegen aktiven und passiven Widerstand offensichtlich taktische Fehler, erlitt bei seinem ersten dramaturgischen Hervortreten — Reinszenierung der „Räuber“ — durch einen ihm vielleicht gar nicht zum Bewußtsein gekommenen Affront gegen das hohe Ansehen des noch in Karlsruhe lebenden Eduard Devrient eklatant Schiffbruch und gab damit selbst seinen Gegnern, deren Motive gewiß nicht durchweg unanfechtbar sein mochten, die wirksamste Waffe in die Hand.

So sah sich denn wiederum der Großherzog in seiner wachsenden Sorge um die Zukunft seiner gefährdeten Bühne gedrängt.

selbst Ausschau zu halten nach einem fähigen Mann, und es gelang ihm, den Gesuchten in dem als Bühnenschriftsteller und Novellisten damals sehr geschätzten Schweriner Hoftheaterintendanten Gustav zu Puttk zu finden. Unter diesem klugen und zielklaren, vornehmen und gütigen Edelmann gelangte das Karlsruher Hoftheater durch geschickte Verschmelzung der Devrient'schen Tradition mit aufkommenden Kunstanschauungen in den nun folgenden sechs Jahren zu einer neuen, hochbedeutenden Blüte. Zwar war Puttk gewiß kein „Neuerer“ aus Prinzip, er wurzelte mit seinem ganzen Wesen durchaus fest im Boden des Alten und Ehrwürdigen, und das sich schon kräftig regende literarische Jungdeutschland der achtziger Jahre konnte ihn schwerlich begeistern. Auch hätte er bei dem konservativen Publikum der badischen Residenz, und besonders bei dem Großherzoglichen Hof, vergeblich um Verständnis für diese jüngsten Richtungen geworben.

Die große, mit seiner Intendanz ruhmvoll verknüpfte Tat dieser Epoche trägt den Namen Felix Mottl. Mit diesem genialen Musiker und Wagnerinterpret, dessen Berufung zum ersten Kapellmeister der Karlsruher Oper im Jahre 1880 abermals der persönlichen Mithilfe und dem glücklichen Zugriff des Großherzogs zu danken war, wurde ein Vierteljahrhundert des glänzendsten Aufstiegs des Karlsruher Hoftheaters in die Reihe der ersten Opernbühnen des Reiches eingeleitet. Der Name Felix Mottl gab während eines Vierteljahrhunderts dieser Bühne einen ungeahnten Nimbus, fortwirkend noch bis auf den heutigen Tag als ein mahnendes Vermächtnis. Das Werk Richard Wagners entsfaltete unter dem Zepher Mottls die volle Pracht seiner leuchtenden Schönheit und erstand durch ihn zu berückendstem Bühnenleben. Doch niemals darf die geschichtliche Tatsache verdunkelt werden, daß Voraussetzung und Bedingung für die Vera Mottl

Eduard Devrient's vorausgegangenes großes Bühnenreformwerk am Karlsruher Hoftheater war.

Den festen Grund, die ideale und materielle Möglichkeit zu diesem stolzen Werk, das ein halbes Jahrhundert erfüllt und das Wertvollste ins Leben rief, was künstlerisches Wirken nur durch die glücklichste Verkettung günstiger Umstände schaffen kann: eine große lebendige Ueberlieferung, aus der dem nachwachsenden Geschlecht die Antriebe zum Weiterstreiten ins Neuland der Zukunft mit neuen Aufgaben und Zielen sprießen, — diesen festen Grund legte die Initiative Großherzogs Friedrich I. Und nicht vergessen sollte dieses Geschlecht, wie immer es auch in vielen seiner ererbten Anschauungen gewandelt hat und wandeln mußte, daß es dieser vorletzte badische Großherzog war, der im Sommer des Jahres 1852 einem Eduard Devrient die Uebernahme der Leitung seiner Residenzbühne mit den Worten antrug: „Seine Königl. Hoheit . . . von dem Wunsch befeuert, das Großherzogliche Hoftheater zu einer in jeder Beziehung würdigen Kunstanstalt zu erheben . . . haben sich entschlossen, die Reorganisation und Leitung des Hoftheaters einem im Bühnenleben nach allen Richtungen vollkommen erfahrenen und durch gründliche Bildung in diesem Fache zu dem beabsichtigten Zweck thätigen Mann zu übertragen . . .“

Und Eduard Devrient selbst schrieb später im 5. Bande seiner „Geschichte der Schauspielkunst“: „Kein deutscher Fürst hatte bisher entschiedener als Friedrich von Baden dem Willen Kaiser Josephs II. sich angeschlossen, daß sein Theater „zur Verbreitung des guten Geschmacks, zur Veredelung der Sitten“ wirken, damit den höheren Kulturanstalten des Staates sich anschließen solle und keiner hatte bis jetzt die Aufrichtigkeit seines Willens durch eine so zuverlässige Gründung der künstlerischen Direktion dargelegt.“

* * / Großherzog Friedrich. Aufzeichnungen eines alten Diplomaten.

Von all den zahlreichen Herrschern, denen ich mich im Laufe einer langen Karriere nähern durfte, war der Großherzog Friedrich von Baden wohl derjenige, um nicht zu sagen der einzige, dessen Persönlichkeit mir Ehrfurcht, ja Gefühle der unbedingten Verehrung einflößte. Es sind mir Monarchen begegnet, die es liebten, sich mit einem Prunk zu umgeben, dessen Entfaltung nur sehr naive Seelen verblüffen konnte. Andere, deren gewollte oder auch angeborene Einfachheit eine Färbung von gesuchter Kleinbürgerlichkeit hatte. Einzig der Großherzog hatte die „Breite“ des wahren Prinzen. Wohlwollend und ritterlich, hatte er in seiner ganzen Erscheinung, selbst bei den ungezwungensten Unterhaltungen, das „je ne sais quoi“, welches den Unterschied zwischen dem Souverain und demjenigen zeigt, den er durch sein Vertrauen ehrt. Er war duldsam in seinem Urteil über die so vergänglichen politischen Ereignisse und voll wohlwollender Rücksicht gegenüber den führenden Männern, Meinungen und Parteien. Das ethische Vermächtnis der Jahrhunderte alten Gewohnheit zu herrschen, beeinflusste seinen Geist und seine Seele, und wirkte sich in jedem seiner Worte, in jeder seiner Gesten aus. Selbst ein Zuhörer, abgeneigt sich durch die Majestät des Ranges beeinflussen zu lassen, fühlte sich bewegt durch das Gefühl, vor einem großen Regenten zu stehen. Der Großherzog suchte nicht, wie so viele andere, eine Rolle zu spielen. Er war das, was er sein mußte, und ist es geblieben während einer langen Regierung, ohne unnützes Hervortreten. Seine fröhliche Natur hatte Freude an geistreichen Einfällen und das Lachen kam ihm vom Herzen. In den vier Jahren fuhr ich oft und gern nach Paris, wohin mich vor allem die Boulevardtheater zogen. Es war damals die glänzende Zeit der Vaudevilles, des Palais-Royal, wo sich die Schauspiele von Pailleton, von de Flers und Caillavet mit Erfolg gegen die wachsende Eroberung der Bühnen durch das moderne Unwesen behaupteten. Zurückgekehrt nach Baden, pflegte ich dem Großherzog meine Pariser Eindrücke zu schildern, und es war mir eine Freude, zu sehen, mit welcher Herzlichkeit sich der Großherzog, dem keine Feinheit der französischen Sprache entging, an den heiteren Erzählungen der Vaudeville-Szenen ergötzte. Der Großherzog war sehr zurückhaltend mit dem Ausdruck seiner Ansicht über dies oder jenes europäische Ereignis, über die auswärtige Politik Deutschlands sowohl als über diejenige anderer Länder; zurückhaltend, wie es sich ziemte gegenüber einem fremden Diplomaten.

Oftmals ließ mich ein Rächeln seine Gedanken erräten, ohne daß ein Wort gefallen wäre. Er hatte weder für den einen noch für den anderen der übrigen Herrscher eine ausgesprochene Vorliebe noch Abneigung. Er war zu groß, um eine vorgefasste Meinung zu haben. In meiner Erinnerung lebt ein Ereignis, das die vornehme Einstellung seines Charakters zeigt. Diese Wesensart erleichterte mir damals eine Aufgabe, die nicht sonderlich angenehm war.

1897 sollte in Karlsruhe das Reiterstandbild des Kaiser Wilhelm I. enthüllt werden. Damals befand sich Kaiser Nikolaus in Volksgarten. Der Großherzog glaubte, ihn zu dieser Zeremonie einladen zu müssen. Ich habe allen Grund, zu glauben, daß dieser Schritt ihm von Berlin aus eingegeben wurde, in Anbetracht

dessen, daß die Beziehungen der beiden Fürsten bisher keine persönlichen Charakter getragen hatten. Der Kaiser entschuldigte sich mit der Begründung, daß die Zeit bis zu seiner nahen Abreise nach Rußland bereits mit vielerlei Verpflichtungen ausgefüllt sei. Die Berliner Presse sah sich durch diesen Zwischenfall veranlaßt, dem Kaiser einen Mangel an Höflichkeit vorzuwerfen, einen Mangel an Entgegenkommen gegenüber dem verehrungswürdigen der deutschen Fürsten. Ich glaube, daß diese Kampagne mich Eindrücke auf den Großherzog machte, als die im übrigen sehr willige Absage des Kaisers. Unangenehm berührt von dem Kaiser um diese Geschichte entstand, hat ich den Kaiser um die Erlaubnis, nach Volksgarten kommen zu dürfen, und erhielt die Aufforderung, mich dorthin zu begeben.

Nachdem der Kaiser meinen Bericht über meine Eindrücke bei dieser Angelegenheit angehört hatte, sagte er mir: „Sie fühlen wohl, daß ich nicht die leiseste Absicht hatte, es an Rücksicht gegenüber dem Großherzog fehlen zu lassen, aber ich bin zu Besuch bei dem Großherzog von Hessen, der über meine Zeit verfügt hat für die wenigen Tage, die der Kaiserin und mir bis zu unserer Abreise bleiben, und Sie verstehen gewiß, daß es mir unangenehm ist, die Pläne meines Schwagers zu durchkreuzen. Sagen Sie dem Großherzog, daß es mir leid tut, die Gelegenheit, ihn zu sehen, verjäumt zu haben.“

Als ich nun die Bemerkung machte, daß diese Gelegenheit bei ein andermal finden könnte, antwortete der Kaiser: „Gewiß. Das, was der Kaiser nicht sagte, was ich aber vermutete, war, daß sein Besuch nicht einen international-politischen Charakter tragen dürfte, um keinen Anlaß zu unfreundlichen Kommentaren in Paris und London zu geben. Würde doch die Allianz mit Frankreich in demselben Jahre veröffentlicht. Außerdem sollte Kaiser Wilhelm dieser Feier, welche einen rein nationalen deutschen Charakter hatte, beimohnen, und niemand konnte den Weg, den seine Beredsamkeit nehmen würde, voraussagen. Bei dem nächsten Besuch des Kaisers Nikolaus in Darmstadt erhielt ich ein Telegramm des Hofministers, der mich bat, in der Umgebung des Großherzogs zu erfahren, ob es ihm angenehm sei, S. M. zu empfangen, und S. K. H. in diesem Fall zu bitten, einen Tag den Besuch zu bestimmen. Der Kaiser kam nach Baden und Erinnerung an diese Zusammenkunft war ihm so sympathisch, daß seitdem, wann immer ich die Ehre hatte, ihm zu begegnen, der Kaiser niemals verfehlte, nach dem Ergehen des Großherzogs fragen und mir eine Botschaft für ihn mitzugeben. Der Großherzog selber hat mich vom Anfang bis zum Ende des Vorfalls keinerlei Kränkung fühlen lassen. In der auswärtigen Politik war der Großherzog, wie ich schon erwähnte, äußerst zurückhaltend. Doch habe ich den Eindruck gewonnen, daß er keine ablehnende Neigung weder zu Kaiser Franz Joseph, noch zu der österreichischen Politik gehabt hat. Seine Sympathien für Frankreich, und besonders für Kaiser Napoleon III. und Kaiserin Eugenie, sind nicht verloren, nachdem Deutschland durch den siegreichen Krieg und dank seiner Mitwirkung, groß geworden war.

Viele Franzosen, die den Sommer in Baden-Baden verbrachten, besonders aber diejenigen, die mit Begeisterung den Geruch

ragenden Festspielen der Oper unter Mottl folgten, waren stets liebenswürdig bei Hof empfangen. Was die russischen Großfürsten betrifft, so war der Großherzog ihnen gegenüber immer sehr zurückhaltend, und ich darf sagen, mit Recht. Besonders seine Messen schienen Karlsruhe und ihren Dinel bewußt zu meiden. Ich möchte diese kleine Skizze nicht schließen, ohne des Großherzogs in jeder Beziehung herrliche Gemahlin zu erwähnen,

welche in stiller, aber unermüdlicher Arbeit so Wunderbares geleistet hat. Als Herrscherin auf einem großen Thron hätte sie sicher den Ruhm einer Katharina oder Maria Theresia erworben. In der Erinnerung meines Lebens und meiner Tätigkeit überragen die Gestalten dieser beiden Fürsten weit das Alltägliche. Und im Gedanken an die vergänglichen staatsmännischen Sorgen bleibt der Geist des Großherzogs Friedrich unvergleichlich erhoben.

Lebens- und Charakterstudien / Dem Andenken des Großherzogs Friedrich von Baden.

In den Blättern deutscher Geschichte ist der Name des Großherzogs Friedrich von Baden mit unauflöslichen Lettern eingetragen, denn wenn je ein Mann mitgearbeitet und mitgewirkt hat am Bau des deutschen Kaiserreiches, so war er es, der mit großartigster Selbstlosigkeit und staatsmännischer Weisheit die Sonderinteressen des Fürsten zurückstellte zur Verwirklichung einer großen Idee. Diese Idee war das einige Deutsche Reich, und das Hoch, das der Großherzog Friedrich am 18. Januar in Versailles 1871 auf den deutschen Kaiser ausbrachte, war nur der Schlüßstein einer langen, zielbewußten Arbeit voll Pflichttreue und hingebendem Fleiß.

Der Großherzog ist immer ein bahnbrechender Befürworter zum Deutschtum gewesen, und dieses Deutschtum war der goldene Faden, der sich durch sein ganzes Wesen und Wirken zog.

So kennt ihn bewundernd die Geschichte, aber ich darf heute von ihm sprechen, wie ich ihn sah und kannte.

Mein Vater war im Herbst 1873 als Leiter seines Karlsruher Hoftheaters von ihm berufen worden und am 1. November desselben Jahres betrat ich zum erstenmal das Karlsruher Schloß. Seitdem ist es mir Mittelpunkt und Herzensheimat geworden. Schon damals erschien es mir als höchstes Glück, wenn der Großherzog mich ansprach und wenn er mich mit seinen blauen, gütigen Augen ansah.

Durch meinen Vater wuchs ich in die Verehrung für seinen hohen Herrn hinein. Wie oft hat Papa ausgesprochen, daß er kaum je in seinem Leben einem seiner empfundenen Urteile begnügt wäre als dem des Großherzogs. Gerade im Rahmen seiner künstlerischen Theaterbestrebungen, einem Urteil, dem er fest vertrauen konnte, weil es sich aufbaute auf gründliches Wissen und eine fabelhaft sensitive Auffassung. Der Großherzog war niemals ein scharfer Kritiker, wohl aber ein feiner Beurteiler, und dabei war er immer wohlwollend. Seine ganze Anschauung wurzelte damals in alter Zeit, jeder sehr modernen Richtung stand er fern. Aber trotzdem blieb er nicht einseitig, sondern brachte auch neueren Strömungen Teilnahme und Verständnis entgegen. Dafür ist ein schöner Beweis, daß er schon frühzeitig den Genius Wagners erkannte, dem damals noch fast alle Welt feindselig gegenüberstand. Immer wieder versuchte er, den König von Sachsen zur Milde dem Herr Wagner gegenüber zu stimmen. Mit dem ihm eigenen, sehr feinen Humor wies er in seinem Brief darauf hin, daß nach seinen Erkundigungen Wagner sich bei der Revolution nur dadurch betätigt hätte, daß er auf einer Barrikade ein Trompetensignal gegeben habe, und da solch musikalische Neuerung ja eigentlich zum Handwerk des Komponisten gehöre, könne man ihm das doch nicht übel nehmen. Den Sinn dieser Worte kleidete er, der Meister des Stils, in so reizende Form, daß sein königlicher Vetter in Dresden Wagner wirklich amnestierte. Wagners Dank dafür war, daß er der Großherzogin Luise seinen „Tristan und Isolde“ widmete.

Welch reiches, geistiges Leben empfing einen immer im Schloß, an dem die Großherzogin, die ja immer mit dem geliebten Gatten Hand in Hand ging, reichen Anteil nahm! Nach den Audienzen, die der Großherzog auswärtigen Gästen erteilte — seien sie eigene Landeskinder oder andere — wurden die Herren oft an die Frühstückstafel gezogen oder zum Tee geladen. Es waren meistens geistig hochstehende Männer. Ich habe oft die Freude gehabt, dabei sein zu dürfen, und immer habe ich gestaunt, mit welcher geistiger Frische der Großherzog die Unterhaltung leitete; denn er verstand auch die wundervolle Kunst, zuzuhören zu können und durch kluge Fragen immer wieder anzuregen. Ich habe dort niemals eine andere Unterhaltung gehört als solche, die sich um geistige Werte drehte. Kleinlicher Menschenklatsch war durchaus verboten.

So war durch ihn das Schloß ein Mittelpunkt regen Lebens, wo edle Geister am Besten der Zeit wirkten und webten. Das war feinstes und reichstes Gewebe, zusammengefügt aus Fäden, die herausgekommen waren aus deutschen Herzen und deutscher höchster Kultur.

Ich erinnere mich der Anwesenheit Lisjts in Karlsruhe. Der Großherzog gab einen entzückenden Abend im Schloß, leider in Abwesenheit der Großherzogin, die in Berlin war. Mit welcher reizender Aufmerksamkeit kam er dem greisen Künstler entgegen, als idealer Wirt und feinsinniger Mäzen. Liszt war in bester Stimmung. Er spielte mit Mottl vierhändig Schubert'sche Märsche, ohne auf das Notenblatt zu blicken, was der junge Mottl ihm

fröhlich nachmachte. So spielten sie eigene Improvisationen. Der Großherzog lachte herzlich und ging ganz auf den musikalischen Scherz ein. Freilich, dann schob Liszt den jungen Freund beiseite, und da wußten wir, was er spielte: höchste Kunst, von Meisterhand interpretiert, würdig des Geistes im Karlsruher Schloß.

In seinem Verkehr war der Großherzog von einer bestrickenden Liebenswürdigkeit, mit der Ritterlichkeit des alten Stils, vollendet in den Formen, immer Grandseigneur, aber alles gemischt mit einem Herzenstakt, der seine ganze Natur immer mehr zum Ausgleich hinwies als zu Konflikten. Es gibt Menschen, von denen ein Beugten ausgeht. Zu denen gehörte der Großherzog. Er trug ein reiches Stück Sonne in sich, das immer aus seinen Blicken herausstrahlte, und diese warme Sonne war sein Herz. Das war der Grund, warum seine Untertanen mit so grenzenlosem Vertrauen zu ihm aufblickten. Mit welcher zarten Rücksicht wußte er diejenigen zu umgeben, die von Leid betroffen waren. Meine Eltern haben es oft genug ausgesprochen, wie sie niemals genug danken konnten für die tatkraftvolle und rührende Teilnahme, die ihnen in den schwersten Zeiten ihres Lebens der Großherzog und die Großherzogin erwiesen.

Unsere Kaiserin schrieb nach dem Tode des Großherzogs an mich: „Mir ist, als hätte ich mit dem Großherzog meinen zweiten Vater verloren.“ Es zeigt, mit welcher Herzlichkeit er seiner Familie gegenübertrat.

Es ist nicht meine Aufgabe, von dem zu erzählen, was der Großherzog dem Badener Land gewesen ist. Das ist auch längst badische Geschichte geworden. In meiner Erinnerung steht der Großherzog vor mir als der väterliche, immer für jeden mit verständnisvoller Teilnahme erfüllte Herr und Fürst, den man lieben mußte mit einer Liebe, die aus Verehrung und Dankbarkeit gefügt war.

Ich habe ihn gesehen in tiefster Trauer nach dem Tode seines geliebten Sohnes. Ich habe ihn gesehen am Tage seiner goldenen Hochzeit, dem großen Erntetag seines Lebens. Immer blieb er sich gleich in der unbeschreiblichen Würde, mit der er sein Leid trug, mit der er mit rührender Bescheidenheit alles hinnahm, was ihm von nah und fern entgegengebracht wurde an Liebe und Verehrung.

Als am 20. September 1906 im Augenblick, als das goldene Paar am Altar den Segen empfing, sämtliche Glocken im Lande anhoben zu läuten, klang aus ihnen heraus der Herzschlag des Volkes. So haben es der Großherzog und die Großherzogin empfunden. Es war das Echo dafür, daß er unter der Hoheit seiner Stellung immer das hilfsbereite warme Herz für andere trug.

Die letzten Tage seines Lebens durfte ich mit erleben, das Sorgen, Bangen und Hoffen. Es war ein wundervoller Septembermorgen im Jahre 1907. Golden und rot war die Sonne aufgegangen und leuchtete in das Sterbezimmer des geliebten Herrn der Mainau herein. Die ihm die Nächsten waren auf Erden, umstanden sein Lager. Noch einmal gingen in erster Trauer die Diener seines Hauses an ihm vorüber. Ergreifende Stille im Schloß. Von Liebe umgeben und umhegt, schloß er die Augen, die so vielen Licht und Sonne gegeben. Nur wenige Tage noch konnte die Mainau, die er geliebt, die er mit so vielen Freuden geschmückt, die er bepflanzt und bestellt hatte, seine sterbliche Hülle hüten. In einem grauen Oktobermorgen trug man den Herrn der Insel hinunter zum Ufer. Goldene Herbstblätter fielen leise auf den Sarg. Dann wurde er auf dem Schiff aufgebahrt. Als es sich vom Ufer löste, sank die Flagge des Schlosses herab. Lautlos glitt das Schiff über den See durch dicke Nebel. Leiser Glodenton schwirrte durch die Luft. Dann mit einem Male zerriß der Nebel und leuchtender Sonnenschein besänftigte die Wellenbahn, die den toten Herrscher hinübertrug an den Strand. Von Romberg ging die Fahrt durch seine Heimat, die im Herbstgold leuchtete. Sein Volk bildete noch einmal Spalten für ihn. Glodentönen, gedämpfte Militärmusik, der Klang feierlicher Choräle grüßten ihn. Von morgens um 9 Uhr bis nachmittags um 5 Uhr zog der Totenzug durch deutsches Land. Badens Volk und deutscher Geist, dem er gedient, gaben diesem deutschesten Fürsten das Geleit.

In Karlsruhe fuhr der Trauerwagen durch schweigende Straßen. Von den Dächern und Türmen webten die Fahnen halbmaß. So wurde der teure Tote in seine Schloßkapelle ge-

führt und aufgebahrt. Wer diesen Tag erlebt, dem wird er unvergessen sein. Es war nicht der Fürst, nicht der Großherzog, der zurückkehrte, es war der über alles geliebte Landesvater, den seine Hauptstadt empfing, und alle fühlten sich um ihn geschart wie eine große, trauernde Familie.

Die unerbittliche Zeit geht ihren Weg. Auch über das, was

der Großherzog geschaffen und was er vorgelebt, haben sich tiefe Schatten gelegt, aber in den Herzen derer, die ihn kannten, wird Großherzog Friedrich I. weiterleben als der edelste Fürst und der gütigste Mensch. Er ist uns nicht gestorben, er hat vollendet und seine Vollendung trug ihn hinauf zu Gott, dem er sich immer gebeugt hat in Freud und Leid, im Glück und im Ruhm.

M. v. Marschall / Aus dem Familienleben des Großherzogs Friedrich I.

„Der ist am glücklichsten, er sei
Ein König oder ein Geringer, dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist.“

Dieses Wort Altmeisters Goethe dürfen wir auf Großherzog Friedrich I. anwenden, wir dürfen es erweitern und ihn glücklich preisen nicht allein als einen Fürsten, dem Wohl bereitet war, sondern als denjenigen, der in seinem Hause Glück zu schaffen und dieses Glück zu pflegen wußte.

Wenn wir das Bild dieses edlen Fürsten aus Jähringerstamm vor uns stellen, so wird uns immer wieder zum Bewußtsein kommen: er ist ein harmonischer Mensch. Gerecht und pflichttreu als Fürst, weitschauend und klug als Staatsmann, feinsinnig als Freund der Kunst und alles Schönen, für alle Wissenschaft voll Interesse und Verständnis. Das Bild aber wäre nicht vollkommen, es wäre nicht ähnlich, wenn er uns nicht zugleich erschiene als deutscher Hausvater im höchsten Sinne. Alle Eigenschaften dieses reinen Herzens, sie leuchten uns entgegen, wenn wir Großherzog Friedrich I. schauen: wie er sich im Kreise der Seinen bewegte, wenn wir Zeugen sind, wie Liebe, Güte, Heiterkeit von ihm ausstrahlten.

In einem großen Geschwisterkreise aufgewachsen, hatte Großherzog Friedrich I. zu jedem seiner Brüder, und besonders zu den drei Schwestern, ein herzliches Verhältnis. Und er pflegte diese Beziehungen zeitlich, wie er überhaupt in unerlöschlicher Treue an allen festhielt, denen er zugetan war oder denen er Dank zu schulden glaubte. Er dehnte seine Zuneigung auf alle Kinder seiner Geschwister aus, deren Entwicklung er mit Interesse verfolgte und die ihm dafür ihr Vertrauen schenkten.

Von dem Augenblick der Vermählung an nahmen Schwiegereltern, Schwager und Schwägerin und deren Kinder einen weiten Raum in seinem Herzen ein. Wir wissen, wie viel Kaiser Wilhelm II. und Kaiserin Augusta auf sein Urteil gaben, wie kein Festtag in ihrem Hause ohne ihn denkbar war. Wir kennen die herzliche Freundschaft, die ihn mit Kaiser Friedrich III. verband und ihn ihm bestrebt, dem jungen Kaiser ein treuer Berater zu sein. Alle Verwandten waren ihm stets willkommen und allen wußte er in besonderem Maße den Aufenthalt in seinem Hause froh und erholend zu gestalten.

Ja, dieses Haus, wie vielen stand es offen und wie schlicht und einfach waltete er darin als Hausherr! Wir sehen ihn vor uns, wie er aus Anlaß des sog. Ständebiners im Karlsruher Schlosse mit jedem der badischen Abgeordneten redete, von einem zum anderen gehend, mit ihren Verhältnissen vertraut, ihre Wünsche besprechend. Oder wir hören ihn an der Tafel mit dem ihm eigenen warmen Ton, der zum Herzen drang, den Trinkspruch ausbringen auf die versammelten Kammern, auf fürstliche Gäste oder auf den einen oder anderen hohen Beamten, Diplomaten oder Offizier, der aus dem Dienste oder dem badischen Lande zu scheiden im Begriffe war. Oder er tritt vor unser Auge in denselben Räumen, wie er bei einem Ballfest dem Tanz der Jugend mit freudlichem Lächeln zuschaut und sich an ihr erfreut.

Bekannt ist auch, daß der herrliche Sommerhof, die Mainau, allen Besuchern zugänglich war. Der Großherzog wünschte, daß viele Kreise an der Freude teilnehmen sollten, die er selbst an der Insel hatte. Ihre Anlagen waren ja seine eigenste Schöpfung, und jeder Baum, jeder Strauch war ihm vertraut. Wie andere Gartenbesitzer machte er auf ihre Schönheit aufmerksam und freute sich, wenn er dafür Verständnis fand. Gern nannten die Seinen das Schloß das „Gasthaus zum guten Mann“, in das so viele geladen waren und in dem keiner, der sich meldete, abgewiesen wurde.

Hier in der „Ferienzeit“ des Großherzoglichen Paares taten alle Gäste Einblicke in das Familienleben, sie nahmen recht eigentümlich daran teil. Jede Schenke schwand rasch dahin, wenn der Großherzog eintrat und mit gültigem Blick und freundlichem Ton jeden Anwesenden begrüßte. Alle Mahlzeiten waren gemeinsam,

bis zum frühen Tode des Prinzen Ludwig sogar das erste Frühstück. Von da an frühstückte der Großherzog allein mit seiner Gemahlin und hielt mit ihr die tägliche Morgenandacht. Daran reihte sich meist ein Spaziergang auf der Insel in angeregter Unterhaltung mit einem der anwesenden Gäste. Häufig auch hielten Minister oder andere Beamte Vortrag während des Spazierganges. Von 11 bis 12 Uhr oder 2 Uhr pflegte der Großherzog zu arbeiten, die umfangreiche Korrespondenz zu erledigen, Vorträge zu hören oder Audienzen zu erteilen. Häufig wurden die vor Tisch empfangenen Herren zur Mittagstafel gezogen, Gäste aus der näheren oder ferneren Umgebung waren stets dazu eingeladen: Amts- und Schulvorstände, Geistliche und Gelehrte. Häufig kam auch fürstlicher Besuch aus Lindau, Friedrichshafen, Heiligenberg oder der Weinburg, dem Sitz des Fürsten von Hohenzollern. Nach Tisch wurde wieder gearbeitet oder den anwesenden Mittagsgästen die Insel mit ihrem herrlichen Rosengarten und den seltenen Koniferen, die ihr ein südlisches Gepräge gaben, gezeigt. Eine Mittagsruhe kannte der Großherzog bis in die allerletzten Lebensjahre nicht. Um 5 Uhr wurde der Tee eingenommen, zu dem meist wieder Gäste geladen waren. Häufig auf der Terrasse vor dem Schlosse oder auf dem „Turm“, von dem man den herrlichen Blick auf den Bodensee und bei klarem Wetter auf die Alpenkette genießen konnte. Oder es wurde im Wagen oder im Boot, das der Großherzog meist selbst steuerte, in den Wald oder an einen schönen Punkt am See gefahren. Der „Teekorb“ wurde nicht vergessen, einfach und zwanglos wurde der Tee im Freien getrunken. Wie heiter konnte der Großherzog bei solchen Ausflügen sein, wie herzlich lachte er über kleine Zwischenfälle oder über Scherze der Umgebung, von denen ihm berichtet wurde!

Diese sonnige Heiterkeit leuchtete im Hause und erwärmte das Familienleben. Niemand kannte die großherzoglichen Kinder eine Schen vor dem Vater. Alles konnte ihm anvertraut, alles mit ihm besprochen werden. Er war der Freund der erwachsenen Söhne. Mit unbeschreiblicher Liebe hing er an der Tochter, der Königin Viktoria von Schweden. Ihr Scheiden aus dem Elternhause wurde ihm unendlich schwer. Jeder kürzere oder längere Aufenthalt, den sie in der Heimat machte, war ihm eine Duette reiner Freude. Mit herzlichster Liebe umfing er auch die schwedischen Enkel.

Und nun sein Verhältnis zur treuen Gefährtin seines Lebens, zu jart fast, um daran zu rühren. Wahre Reizung hatte die beiden jungen Herzen zusammengeführt, eine Reizung, die sich mit den Jahren immer mehr vertiefte. Es war ein gegenseitiges Verstehen und Ergänzen, ein In- und Miteinanderleben. Das Wort von „der Ehe als Kunstwerk“, auf diese Ehe läßt es sich anwenden. Freilich kein künstlich geschaffenes Werk, sondern ein gewordenes und gewachsenes. Auch auf den fernstehenden mußte es bei der goldenen Hochzeit Eindruck machen, wie alles, was herangereift war in langer Lebensführung in sonnigen und trüben, ja oft recht dunkeln Tagen, sich ausprägte in der ganzen Erscheinung dieses edlen Paares.

Kern und Stern dieser harmonischen Häuslichkeit, dieses glücklichen Familienlebens war und blieb ein fester, fast kindlicher Glaube, eine unerlöschliche Zuversicht, daß eine höhere Hand das Schicksal lenkt, und daß einem Höheren gegenüber der Fürst, der Gatte, der Vater verantwortlich ist. Diese Glaubensüberzeugung war es, die dem Großherzog das Wort: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen“ so wertvoll machte, daß man es seinen Lieblingspruch nennen konnte. Alle Dinge, Glück und Leid, Trübsal und Ehrungen, sie mußten ihm zum besten dienen, weil in seinem Herzen die Liebe lebte. Die Liebe zu Gott und zu denen, die ihm anvertraut waren: die Seinen und alle Glieder seines teureren badischen Volkes. Sie alle haben um ihn getrauert, wie um einen Vater und in der Geschichte lebt er weiter als Großherzog Friedrich der Gütige.

Leopold Graebener / Großherzog Friedrich als Natur- und Pflanzenfreund.

Daß ich 34 Jahre im Dienst und in nächster Nähe Seiner Kgl. Hoheit des Großherzogs Friedrich I. meine besten Jahre verbringen durfte, erachte ich auch heute noch, beim Ueberblicken dieser Zeit, für einen großen Vorzug.

Wenn ich in folgendem, auf Wunsch der Schriftleitung, einige Erinnerungen an Großherzog Friedrich I. niederschreibe, so können es natürlich nur solche sein, die sich auf meine Beziehungen zu dem hohen Herrn in meinem Beruf*) beziehen.

Es war mir fast jeden Tag Gelegenheit gegeben, den Großherzog zu sehen. Morgens von 9 bis 10 Uhr ging er mit seiner hohen Gemahlin im Schloßgarten, bei schlechtem Wetter in der langen Front der Gewächshäuser spazieren. Auch mittags, aber nicht mit gleicher Regelmäßigkeit, vor 5 Uhr, wiederholte er diese Spaziergänge, da aber mehr in dem abgeschlossenen Fasanengarten, wo er meist allein, weil Ihre Kgl. Hoheit die Großherzogin Anstalten, Schulen oder Vorträge besuchte; die kleinen, geschlängelten Wegegen benützte, die er sich durchs Gebüsch hatte anlegen lassen, um ungestört und ungesehen seinen Gedanken Audienz geben zu können. War es auch für jedermann stets ein Glück, den Herrschaften zu begegnen, so liebte er nicht ein abschilliches Inden-Beg-Laufen, und war es besser, dies Begegnen nicht hervorzurufen. Für die Begegnenden hatte er stets ein freundliches Wort, besonders gerne unterhielt er sich mit allen, im Dienst ergrauten Angestellten. In den Gewächshäusern kannte er sehr viele Pflanzen und suchte deren botanischen Namen kennen zu lernen. Ich hätte es aber nicht wagen mögen, abgesehen davon, daß ich es für ein Unrecht hielt, ihm, wenn mir einmal der Name nicht einfiel, einen falschen zu sagen, wie es häufig geschieht, er hätte mich einmal der Lüge zeihen können, was er wohl nicht verziehen hätte.

Besonders liebte er seine Orangerie, 175 alte, ehrwürdige Bäume, die zum Teil noch aus der Residenz Durlach oder von Schwetzingen stammten. Mit Stolz zeigte er dieselben gerne Besuchern. Alle nach Karlsruhe kommenden auswärtigen Fürstlichkeiten führten beide Herrschaften regelmäßig durch die Gewächshäuser, wobei ich als Führer stets direkt hinter dem Besuch gehen mußte, um Fragen beantworten zu können. Im Frühjahr boten aber auch die Wintergärten in ihrem bunten Blüten Schmuck eine Sehenswürdigkeit, wie sie in gleicher Ausdehnung kein anderer Hofgarten besaß. Da die tropischen Palmen in dem zu kleinen und zu niederen Palmenhaus am Dach anstehen und sich im Raum beengten, erlaubte ich mir einmal, in der stillen Hoffnung, eine Vergrößerung zu erreichen, den Großherzog darauf aufmerksam zu machen. „Ja“, meinte er scherzend, „da müssen wir vorher, ehe man an eine Vergrößerung denken kann, in der Lotterie das große Los gewinnen.“

Für Bäume, einheimische wie fremde, hatte er eine besondere Zuneigung. Im Fasanengarten hatte er, nördlich vom Schloß, in den 60er Jahren alle damals erreichbaren, bei uns winterhart, Nadelholzpflanzen auspflanzen lassen, sie waren erdteilweise geordnet, darunter viele Seltenheiten. Gerne weilte der Großherzog dort bei seinen Lieblings- und freute sich ihres guten Gedeihens. Als im Jahre 1900 die Deutsche Dendrologische Gesellschaft ihre Jahresversammlung in Karlsruhe abhielt, fanden diese Bäume bei allen große Bewunderung. Jeder Baum war dem Großherzog heilig, nie durfte ohne sein Wissen und seine Einwilligung im Schloßgarten oder Fasanengarten ein Baum entfernt oder sonst eine Aenderung getroffen werden.

Wie der Großherzog an allem Hergebrachten festhielt, besonders wenn es von seinen Vorfahren stammte, so auch mußte der Charakter des schon von Großherzog Karl Friedrich gegründeten Botanischen Gartens als solcher gewahrt bleiben. Durch eine reiche Sammlung alter tropischer und subtropischer Kübelpflanzen war derselbe von jeher in Fachkreisen bekannt, ja berühmt. Durch jährliche Herausgabe eines Samenverzeichnisses und Tausch desselben mit allen botanischen Gärten der Welt kamen im Sammentausch aus südlichen Erdteilen, vornehmlich aus Duitenzorg, viele seltene Pflanzen herein, wodurch die Sammlung immer reicher und wertvoller wurde. In der Vervollkommnung derselben hatte ich freie Hand, so gelang es mir, fast sämtliche tropischen Heil- und Nutzpflanzen, eine reiche Orchideen- und Kakteenammlung ohne große Kosten durch Tausch und Samenanbau nach und nach dem Garten einzuverleiben und dadurch den guten Ruf des Gartens in Fachkreisen zu vergrößern. In jener Zeit enthielt der Karlsruher Botanische Garten nach dem Berliner Botanischen Garten die größte Sammlung seltener Pflanzen. Mit Freuden hörte der Großherzog darüber Berichte oder besuchte kleine Ausstellungen derselben, die ich in den oberen Gewächshäusern veranstaltet hatte.

*) Der Verfasser war Hofgartendirektor in Karlsruhe.

Die Schriftleitung.

Die Vertiefung der Kenntnisse und Weiterausbildung seiner Beamten und Angestellten suchte der Großherzog mit allen Mitteln zu fördern, so ermöglichte er es mir, Gartenbau-Ausstellungen und Kongresse in Deutschland und im Ausland zu besuchen und schickte mich, nach einem längeren Aufenthalte in Mexiko, an die Riviera, um dort selbst Gärten und Natur kennen zu lernen, und mit dem Auftrag, in Mexiko junge Orangenbäume anzukaufen zur Verjüngung der alternden Orangerie. Deren prächtiges Gedeihen erlebte er noch und freute sich derselben.

Von hohem gärtnerisch-botanischen Wissen und Interesse zeugten auch die Anlagen und die Anpflanzungen seltener ausländischer Nadelhölzer, Laubbäume und Sträucher in Baden-Baden und auf der Mainau. Besonders letztere, seine ureigenste Schöpfung und heißgeliebter Aufenthalt, verdankt ihm und seinem Wirken Gestalt und Berühmtheit. Eine Wäitenei war sie, als er sie 1861 kaufte, als ein Kleinod in deutschen Länden verließ er sie, als er im Jahre 1908 dort die müden Augen schloß. Was es an seltenen Gehölzen gab, auch solche, die sonst nirgends in Deutschland anstießen, fanden auf der Mainau, von dem Großherzog als sein eigener Gärtner angegeben, ihren passenden Platz, und stolz war er auf deren Gedeihen. So gediehen, ohne Winterschutz, dank des günstigen Klimas, die sonst nirgends in Deutschland vorkommenden *Araucaria imbricata*, *Pinus excelsa*, *Picea Morinda*, *Quercus Ilex*, *Aralea indica*, *Magnolia grandiflora* und andere. Durch Größe und Schönheit sind heute weithin berühmt die Wellingtonien und Libanon-Zedern, alles Bäume vom Großherzog gepflanzt. Wie freute sich der Schöpfer dieses Paradieses, wenn er hohem Besuch daselbst zeigen konnte. Wie freute er sich aber auch, wenn im Sommer jedes Kursschiff Scharen von Besuchern auf der Mainau landete, denen in liberalster Weise Weg und Steg auf der ganzen Insel offen stand. Wenn ihm abends die Zahl der Besucher gemeldet wurde, freute er sich besonders, wenn solche recht hoch war. Immer und immer vervollkommnete er sein Werk und jede Neuerung, jede Verbesserung löste neue Freude, neue Anregung bei ihm und seiner hohen Gemahlin aus, welche mit gleicher Liebe an der Mainau, dem Lieblingsaufenthalt ihres hohen Vaters, hing, und mit welcher der hohe Gemahl täglich alle Lieblingsplätze besuchte, jede Veränderung besprach und etwaigen Wünschen entgegenkam.

Es sei mir gestattet, hier die Erinnerung an einen achtägigen Aufenthalt auf der Mainau, auf Einladung des Großherzogs, einzuschreiben. Ich sollte die Mainau sehen, kennen lernen und wurde beauftragt, einen „Führer durch die Insel“ für die zahlreichen Besucher zu schreiben. Wer auf Einladung auf der Mainau wohnte, war Gast der Großherzoglichen Herrschaften. Aller Zwang hörte auf. Man speiste in Gemeinschaft mit den Herrschaften am Mittagstisch und Abendstisch und sah da nicht nach Rang, sondern in bunter Reihe. Das Gespräch war ungezwungen und frei und es wurde oft herzlich gelacht. Nach Tisch begab man sich auf die Garten-Terrasse, wo Kaffee serviert wurde, bis die hohen Herrschaften sich zurückzogen und damit das Zeichen gaben, daß jedermann nun treiben konnte, was er wollte, bis es abends wieder zum Essen läutete. In schönster Erinnerung sind mir einige Abende, es war nur ein kleiner Kreis, wo nach Tisch man ungezwungen rund um einen Tisch saß, man plauderte wie daheim, oder der Großherzog las etwas aus den Zeitungen vor — es war zur Zeit des Boulanger-Rummels — besonders interessant waren die neuesten Berichte des „Figaro“. Dester in früheren Zeiten wurde von den hohen Herrschaften ein Ausflug mit dem Dampfschiff „Kaiser Wilhelm“ nach irgend einem Ort des Bodensees unternommen. So traf es sich auch während meines Aufenthaltes auf der Mainau, daß ein Besuch zu der königlich württembergischen Familie in Friedrichshafen ausgeführt wurde. Bei solchen Ausflügen war das ganze Schiff gemietet und alle Bewohner der Insel, soweit sie abkommen konnten, bis herab zum Küchennädchen, wurden eingeladen, die Fahrt mitzumachen. Frohes Treiben herrschte auf dem Schiff und zwanglos bewegten sich die hohen Gastgeber unter den Mitfahrern. In Friedrichshafen gingen wir spazieren, bis wieder das Schiff das Zeichen zur Abfahrt gab.

Wie Großherzog Friedrich I. wohl keinen wirklichen Feind und Gegner hatte, wie er jedermann durch seine imponierende Erscheinung, durch seine Weisheit, Milde und Abgeklärtheit in seinen Bann zog, so und noch mehr waren diejenigen, die ihm im Leben nahe standen, ihm in Treue und Liebe ergeben, keine Furcht, keine Fürstendienerei war es, die auch mich zu seinen Füßen zwang, ich liebte ihn wie einen Vater und schäme mich nicht zu sagen, daß ich tränenden Auges ihm den letzten Dienst erweisen durfte, als ich seinen Katastroph in der Schloßkirche schmückte und von ihm, als einer der letzten, Abschied nahm, ehe der Blitzstrahl angelötet wurde.

Glücklich er, daß ihm das Erleben schwerer Zeiten erspart blieb.

Großherzog Friedrich I. als Reichsfürst.

Nach dem Kriegstagebuch Kaiser Friedrichs III. 1870/71.

Unter den deutschen Fürsten aus der Zeit der Reichsgründung standen sich Badens Großherzog und der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen besonders nahe, verbanden die beiden Männer doch nicht nur dynastische und verwandtschaftliche Interessen, sondern vor allem auch allerengste rein persönliche Beziehungen. Beide Fürsten haben einen hohen Anteil an dem Werden des Reiches, der deutschen Einigung gehabt, beide sich als deutsche Fürsten in jenen Jahren ganz besonders bewährt. Die Rolle, die Großherzog Friedrich I. bei der Reichsgründung und in den ihr vorausgehenden Monaten spielte, ist bekannt. Sie tritt besonders klar in den Aufzeichnungen zutage, die der Kronprinz von Preußen in seinem Kriegstagebuch während des Feldzuges 1870/71 festgehalten hat.

Schon gleich zu Beginn des Buches findet die badische Fürstenfamilie Erwähnung, als in den schwülen Julitagen 1870 der Kronprinz als Oberbefehlshaber der 3. deutschen Armee die süddeutschen Höfe besuchte. Dieser Armee fiel ja der Schutz Süddeutschlands zu, das durch die Rheinarmee Bazaines, mit dem Zielpunkt Frankfurt, von dem deutschen Norden getrennt werden sollte, während dem Marschall Mac Mahon, dem Herzog von Magenta, der Süden Deutschlands als Ziel vorgezeichnet worden war.

So traf der Kronprinz am 28. Juli, von München und Stuttgart kommend, in Karlsruhe ein, überall „vertrauensvoll begrüßt“. Großherzogin Luise, die bereits mit ihren drei Kindern, dem Erbprinzen Friedrich (II.), der Prinzessin Viktoria, jetzigen Königin von Schweden, und dem Prinzen Ludwig Wilhelm, wegen alarmierender Gerüchte nach Heidelberg gegangen war, konnte zurückkehren, weil mit der Ankunft des Oberbefehlshabers und dem Aufmarsch der Truppen die Gefahr geschwunden war. So finden wir noch einmal die ganze Familie im Schloß zu Karlsruhe mit dem Feldherrn und Schwager vereint. Am 31. Juli ist der Kronprinz in Speyer, wo ein Telegramm Moltkes nochmals auf den besonderen Schutz Süddeutschlands, u. a. auch durch Verhinderung eines französischen Brückenschlages bei Lauterburg, hinweist. Der Kronprinz notiert an diesem Tage in seinem Tagebuch, daß nach allen Anzeichen eine „Mainlinie“ schon jetzt nicht mehr bestehe.

Es begann dann der Siegeszug der deutschen Waffen, die den Kronprinzen mit seinen tapferen Truppen im schnellen Vormarsch bis unter die Tore der französischen Hauptstadt führt.

Am 29. Oktober schreibt er in Versailles: „Glücklicherweise kommt nächster Tage mein Schwager, der Großherzog von Baden, nach Versailles, so daß wir dann endlich einen ebenso edlen wie einsichts- und charaktervollen deutschen Fürsten hier haben werden, der der nationalen Sache eine wahre und erprießliche Stütze sein wird. Am 6. November trifft der Großherzog „zur innigsten Freude“ des Kronprinzen in Versailles ein. Die Ankunft wird mit den Worten im Tagebuch festgehalten: Es ist nun einer der wenigen einsichtsvollen, wirklich deutschführenden deutschen Fürsten bei uns, und seine Stimme wird von bedeutungsvollem Gewicht bei den Verhandlungen über die Reichsangelegenheiten sein. Ich habe in ihm einen meiner besten Freunde in meiner Nähe.

Am 3. Dezember, dem Geburtstag der Großherzogin Luise, nehmen die Vorverhandlungen für die Einigung der deutschen Stämme insofern eine entscheidende Wendung, als das offizielle Handschreiben, in dem der König von Bayern den König Wilhelm bittet, die deutsche Kaiserwürde anzunehmen, in Versailles überreicht wird. Ist auch König Wilhelm „ganz außer sich vor Unwillen und wie geknickt“, so sieht doch Kronprinz Wilhelm hier die Fortsetzung des über 1000 Jahre alten Kaiserthums deutscher Nation. An diesem 3. Dezember, der ihm seit so vielen Jahren als Geburtstag der Schwester lieb und wert war, schreibt er in sein Tagebuch: „Den großen nationalen und bedeutungsvollen Schritt verdanken wir vorzugsweise dem Großherzog von Baden, denn er war es, der im stillen alle die notwendigen Vorbereitungen bei denjenigen Höfen traf, die die Hand dazu hielten mußten. In seiner ruhigen, besonnenen, echt deutschen Weise, die den Schein meidet, handelte er raschlos für jenes erhabene Ziel, und es darf ihm nie vergessen werden, was er für des Reiches Wiederherstellung getan.“

Diesen Worten folgten weitere, die die dankbare Gesinnung des Tagebuchschreibers erkennen lassen, so, als er bereits am 6. Dezember notieren konnte, daß der größere Teil der im Feld

stehenden deutschen Fürsten telegraphisch dem bayerischen Antrage zugestimmt habe. Der Kronprinz fügt hinzu: „Der Großherzog von Baden hat sich bei Behandlung dieser Angelegenheit wieder ungemein tätig erwiesen und durch persönlich geführte telegraphische Korrespondenz mit den deutschen Fürsten eine Menge Schwierigkeiten rasch beseitigt. . . . Sein ganzes Benehmen während des bedeutungsvollen Abschnittes deutscher Geschichte ist über alles Lob erhaben, würdig, einsichtsvoll und hingebend gewesen, wie es nur ein durch und durch echter deutscher Fürst seines Schlages zu tun vermag. . . . Alle Deutschen sind ihm zu wahren Dank verpflichtet.“

Die Sachlage macht es verständlich, daß der an dem Verfassungs- und Reichseinigungsproblem lebhaft interessierte Thronfolger sich dauernd mit den maßgebenden Persönlichkeiten in Verbindung hält. So notiert er am 9. Dezember: „Der Großherzog von Baden bleibt unausgesetzt tätig in seiner ruhigen, klaren, einsichtsvollen, stets den Schein einer Tätigkeit vermeidenden Weise. Er teilt meine Ansicht, daß die Reichsfrage Großes für Deutschlands Zukunft bedeutet.“

Als dann am 16. Dezember die Adreßdeputation des Reichstages in Versailles eintraf, vermerkt der Kronprinz: „Der Großherzog von Baden wirkt hier wie ein guter Genius. Seine würdige, ruhige, echt fürstliche Art, alle Dinge gründlich zu erfassen und durchzuführen, ist in den deutschen Angelegenheiten von entscheidendem Einfluß. Der Großherzog ist eine wahre Perle unter den deutschen Fürsten.“

So fand auch am 18. Dezember der Empfang der Abgeordneten durch den König behufs Ueberreichung der Adresse des Norddeutschen Reichstages in Gegenwart sämtlicher im Hauptquartier weilender Fürsten und Erbprinzen des Norddeutschen Bundes — so wie des Großherzogs von Baden — statt. Mit stärkster Latkraft werden nun die Vorbereitungen für die Kaiserproklamation und die Reichsgründung getroffen, die auf den 18. Januar festgesetzt wird. Am 1. Januar ist Tafel beim König. Der Großherzog gedenkt dabei des durch das amtliche Erscheinen der Verfassung in Kraft tretenden „Reichs“ und läßt, die Worte des Königs von Bayern benutzend, „König Wilhelm den Siegreichen“ leben.

Der 18. Januar bricht an. Fast alle deutschen Fürsten sind in Versailles versammelt, um an dem großen, geschichtlichen Akt der Reichsgründung im Spiegelssaal des alten Königsschlusses teilzunehmen. Nachdem der König seine Ansprache gehalten und Bismarck den Erlaß „An das deutsche Volk“ verlesen hatte, trat der Großherzog von Baden vor und brachte das erste Hoch auf den neu erstandenen Deutschen Kaiser aus.

In den ersten Februarjahren werden Gedanken erwohnt, Kaiser Wilhelm I. durch ein Geschenk zu ehren. Der Kronprinz fordert, alle eingehenden Gelder, die durch eine Sammlung aufkommen sollen, zum Besten der Invaliden und Hinterbliebenen zu verwenden. Der Großherzog stimmt dem zu, schlägt aber außerdem vor, daß der historische Akt am 18. Januar durch ein lebensgroßes Gemälde festgehalten werden solle. (Das Bild wurde von Anton von Werner gemalt und befindet sich in der Ruhmeshalle des Berliner Zeughauses.)

Das große Werk ist vollbracht. Anfang März verlassen die deutschen Fürsten Versailles. Der Kronprinz schreibt: „Es herrscht nur eine Stimme des Lobes über meinen Schwager von Baden, der unter allen hervorrage. Seine natürliche Würde, verbunden mit Takt und Liebeshwürdigkeit, gewann ihm alle Herzen. Von seinen unendlichen Verdiensten um den inneren Aufbau des Reiches nicht erst zu reden.“

Diese Aufzeichnungen, die in jedem Worte die hohe persönliche Achtung und Wertschätzung wie die Verehrung des Tagebuchschreibers für seinen badischen Schwager erkennen lassen, erhalten ihre Abrundung durch den von uns seinerzeit bereits veröffentlichten Brief des Großherzogs, den er am 24. Oktober 1870 in der Frage der Reichsgründung an den Kronprinzen gerichtet hatte, wie durch den Entwurf der Kaiserproklamation, den beide Fürsten verfaßt hatten.

Großherzog Friedrich I. konnte mit Genugtuung und Befriedigung auf den Abschluß dieser geschichtlichen Periode zurückblicken, die ihm den Dank des durch seine werktätige Mithilfe geeinten Volkes und Vaterlandes und damit einen der ersten Plätze in dessen Geschichte für alle Zeiten sichern wird.